



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Katastrophe in der Paulskirche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hervorbringung nicht alljährlich gerade die Mehrzahl der besten Arbeitskräfte; begünstigen die Regierungen und ihre Behörden die Industrie, schützen sie Handel und Gewerbe durch eine einsichtige Zollgesetzgebung, durch Regelung der Innungsverhältnisse u. s. w.; erhöhen sie endlich die Production durch die indirecten Mittel der Volksbildung und der gegliederten Association — dann ist mehr als durch jede Colonisation dem Uebel der Auswanderung die fühlbare Schärfe genommen, wenn sie selbst dadurch auch nicht aufgehoben wird.

Es ist der Auswanderung kein Ziel zu setzen — wohl aber wird, wenn auch erst nach langer Zeit, der Augenblick kommen, in welcher sie aufhören wird, uns zu schaden. Eines Tages werden Amerika und vielleicht mehr noch Australien mit uns in nachhaltig einträglichem Verkehr getreten sein — es braucht einstweilen nur auf Wolle und Tücher hingewiesen zu werden — und unser Handel wird dann wahrscheinlich nur auf der Basis des Auswanderungsbetriebs zu einer so achtunggebietenden Höhe gediehen sein, daß wir mit andern handeltreibenden Nationen concurriren können. Es ist dies um so mehr kein leerer Traum, als die glücklichen Anfänge einer deutschen Marine jetzt schon unserer Flagge Schutz und Geltung verleihen müssen. Wir werden das noch erleben — auch, daß Amerika und Australien selbst die Auswanderung erschweren werden. Wohin aber soll dann der romantische Drang in der deutschen Seele uns führen? Unzweifelhaft müssen wir dann dahin zurückkehren, woher wir vor tausend Jahren gekommen sind — nach der Hochebene von Asien. Dort stand die Wiege des Menschengeschlechts, vielleicht wird einst auch sein Sarg dort stehen.

W. S.

Die Katastrophe in der Paulskirche.

Ich traf in Frankfurt ein, am Vorabende des Tages, der die Debatte über den Welker'schen Antrag eröffnen sollte. Nur mit Mühe konnte ich noch ein Unterkommen im Gasthose finden, so groß war der Zudrang von Fremden, die aus allen Gauen Deutschlands herbeigeeilt, um Zeugen der weltgeschichtlichen Verhandlungen zu sein, welche über die Zukunft unseres Vaterlandes entscheiden sollten.

Es lag mir daran, schnell einen Ueberblick der Stärke und Operationspläne beider Heerlager zu gewinnen, und der Umstand, daß ich unter den hervorragendsten Centralisten und Totalisten der Linken wie der Rechten alte Bekannte habe, kam meinem Bestreben fördernd zu Hilfe. Vor allem war ich begierig, die Stimmungen und Motive der Antikaisertlichen, unserer Gegner, kennen zu lernen,

denn von meinen politischen Freunden, den Vorkämpfern der Welcker'schen Partei, die bis tief in die Nacht hinein im „Englischen Hofe“ versammelt waren, konnte ich nichts Neues erfahren, als daß sie mit Sicherheit auf eine Majorität von einigen zwanzig Stimmen rechneten. Man hoffte allgemein, daß Heinrich Simon und Genossen, welche sich bis dahin ziemlich farbenunbestimmt gehalten hatten, im entscheidenden Augenblicke zu den Kaiserlichen übergehen würden; man hoffte ferner, daß ein großer Theil der Destreicher sich der Abstimmung enthalten werde; am Siege zweifelte Niemand — wo sich Bedenken äußerten, war es nur darüber, daß die Majorität vielleicht eine sehr geringe sein werde.

Ich besuchte im Fluge die Versammlungsorte der Destreicher und der Linken, und fand überall eine Aufregung und Rührigkeit, welche mit der siegesfrohen Ruhe der Herren von der Rechten wunderbar kontrastirte. An ein tieferes Eingehen in die Frage, an ein gründliches Erwägen der Verhältnisse, an ein Sichten des Wünschenswerthen und Möglichen war hier nirgends zu denken. Das war ein Lärmen, ein Toben, ein Kreuzfeuer von Worten des Hohnes und der Verneinung, daß ich meine Belehrungsversuche ohne Weiteres aufgab, denn mit Vernunftgründen war nicht durchzudringen, wo Leidenschaftlichkeit, Preußenhaß und blinde Oppositionslust allein das Wort führten. Alle Vermittlungsversuche schienen unmöglich, denn nirgends war ein positiver Anknüpfungspunkt zu finden; vergebens lauschte ich nach einem versöhnenden Gedanken; die Herren schienen nur zu wissen, was sie nicht wollten, oder sie hielten mit dem was sie wollten, klüglich zurück.

Ich wandte meine Schritte zum „Braunsfels“, unter dessen Besuchern der grimme Bogt, der gute Benedey, der schwer zu durchschauende Fallmerayer und der gemüthspolitische Raveaux die hervorragendsten Erscheinungen bilden.

Auch den Braunsfels verließ ich leider nicht viel klüger, als ich gekommen war. Bogt wollte lieber den alten Bundestag wieder hergestellt wissen und das Heil einer neuen Revolution abwarten, als Deutschland in einen „preussischen Polizeistaat“ umwandeln helfen. Für Raveaux war das „Erbkaiserthum“ der größte Stein des Anstoßes; er deducirte daraus einen unvermeidlichen Krieg mit Frankreich. Daß sich auch Fallmerayer zu der Partei dieser Herren geschlagen, muß denjenigen unerklärlich scheinen, welche die pessimistische Weltanschauung des wanderlustigen Fragmentisten nicht genauer kennen. Es dürfte vielleicht wenige Mitglieder der Nationalversammlung geben, welche mit den östreichischen Zuständen so vertraut wären, wie Fallmerayer; wer aber mit den östreichischen Zuständen vertraut ist, der weiß auch, daß das Volk dort selbst nichts anderes will als was bei uns die kaiserliche Partei anstrebt; wenn Fallmerayer trotzdem in Frankfurt gegen die hohenzollersche Dynastie agitirte, so that er das entweder aus Anhänglichkeit für seinen König, oder aus eingewurzeltm Preußenhaß, oder aus reiner Oppositionslust — am wahrscheinlichsten wurde durch diese drei Factoren zusam-

mengenommen seine Handlungsweise bestimmt. Im Grunde glaubt er überhaupt nicht an eine friedliche Lösung der deutsch-österreichischen Frage und sein Hauptbestreben ist, sich sobald als möglich des lästigen Mandats zu entäußern und in seinen geliebten Orient zurückzukehren. Am zugänglichsten für die Idee des preussischen Erbkaiferthums zeigte sich Benedey. Er war ehrlich genug, seinen Freunden gegenüber offen zu gestehen, er würde, wenn er keine politische Vergangenheit hätte (!) unbedingt für den Welker'schen Antrag stimmen; aber um nicht inkonsequent zu werden, müsse er bei der Opposition bleiben, denn zwanzig Jahre lang sei er ein Matrose auf dem Schiffe Großdeutschland gewesen und auf diesem Schiffe müsse er stehen oder untergehen. Ähnliche Redensarten hörte ich auch von anderen Herren der Linken, von deren politischer Vergangenheit Niemand etwas weiß, als sie selbst.

In sehr gedrückter Stimmung kam ich in meinen Gasthof zurück. Am folgenden Morgen machte ich mich in aller Frühe auf den Weg zur Paulskirche, um einen bequemen Platz zu erbeuten. Um neun Uhr waren schon alle Räume für die Zuschauer mit Menschen überfüllt. Eine unbeschreibliche Spannung malte sich auf allen Gesichtern. Die große Kaiserschlacht wurde durch einen gediegenen Vortrag des H. v. Wydenbrugl eröffnet; doch kostete es große Aufmerksamkeit, dem Redner zu folgen, denn in der Kirche herrschte — besonders auf den Bänken der Deputirten — eine solche störende Unruhe, als ob die Herren nur zusammengekommen wären, um sich im Husten, Schnaufen, Nülpfen und Spucken zu üben. Die alle Augenblicke in Bewegung gesetzte Glocke des Präsidenten vermochte nur hin und wieder die Ruhe etwas herzustellen.

Ich verschone Sie mit einer Detailschilderung der Debatten, welche vier Tage hindurch, von 9 Uhr Morgens bis spät in den Nachmittag hinein währten und erlaube mir nur, einige bemerkenswerthe Momente daraus hervorzuheben.

Von den Rednern der sogenannten Großdeutschen waren Radowiz und Römer die Einzigen, welche die Frage mit Geschick, Würde und Anstand behandelten. Die H. B. von Freiburg, Schüler von Jena, Wigard von Dresden, übernahmen die Rolle der „Clowns“ in dem großen Drama. H. v. Hermann aus München und der Adelsbekämpfer Mohl aus Stuttgart, schienen in der Kunst weitzueifern zu wollen, einschläfernd auf die Versammlung zu wirken; doch trug Ersterer den Sieg davon. Bogt von Gießen und Simon von Trier machten es sich zur Aufgabe, alle Sündenregister der Vergangenheit zu durchwühlen, wobei sich denn häufig Gelegenheit zum Einflechten billiger Witze, preußenfeindlicher Wortspiele und nachmärzlicher Schlagwörter bot, deren jedes von der Linken mit langanhaltendem Beifallgeklatsch begrüßt wurde, was natürlich wesentlich beitrug zur Lösung der großen Frage, um die es sich handelte. H. Bogt besonders machte den Eindruck, als ob er sein Mandat bloß erhalten habe, um sich und die preussische Regierung lächerlich zu machen. H. Raveaux war einer von den wenigen

Herren der Opposition, die auf die obschwebende Frage überhaupt eingingen. Er schlug vor, man solle den König von Preußen vorläufig zur Probe auf 6 Jahre wählen; dann werde seine Partei dafür stimmen. Da dieser Vorschlag keinen Anklang zu finden schien, so erzählte H. Raveaux eine lange Geschichte von der Gährung des Weines, wandte sich zur Rechten und sagte: „das ist eine Lektion für Sie, meine Herren!“ und verließ dann unter wüthendem Beifallgeklatsch der Linken die Tribüne.

Der sanfte, ehrliche Fröbel gestand, daß für die Republik zur Zeit noch kein Boden in Deutschland sei und daß das Volk vielleicht noch lange ohne seine Fürsten nicht leben könne; trotzdem konnte er sich nicht entschließen, für einen neuen Kaiser zu stimmen. Es sei ein stehendes Wort unter den Herren von der Rechten geworden: „Nach uns kommt die Sündfluth!“ — Man möge ihm und seinen politischen Freunden erlauben zu sagen: „Und nach der Sündfluth kommen wir!“ Er verließ die Tribüne ebenfalls unter anhaltendem Beifallgeklatsch der Linken.

Wenn Sie nicht begreifen, was die Sündfluth des H. Fröbel, die Gährung des Weines des H. Raveaux und die Wige der H. Vogt und Simon zur Förderung der Einheit Deutschlands beitragen können, so geht's Ihnen gerade so wie mir.

Es ist Heinrich v. Gagern zum Vorwurf gemacht worden, daß er in seiner markigen Rede sich zu derber Ausdrücke gegen gewisse Herren von der Linken bediente.

Wer Zeuge der oft gemeinen Angriffe gewesen, welche der Ministerpräsident von der Linken zu ertragen hatte, der wird seine gereizte Stimmung und die dadurch erzeugte Derbheit des Ausdrucks in der erwähnten Rede, wo nicht entschuldigend, so doch vollkommen begreiflich finden. Unbegreiflich aber ist das Benehmen der Linken, die fortwährend gegen Diplomatenkünste und staatsmännische Heuchelei zu Felde zieht, und dennoch einen Staatsmann wie Gagern verunglimpft, dessen einziger Fehler vielleicht zu große Offenheit und Ehrlichkeit ist.

Als Gagern die Worte sprach: „Ich unterwerfe meine Handlung gern der Kritik, aber Ihr Benehmen, meine Herren, ist unter aller Kritik!“ wurde ich unwillkürlich an die denkwürdige Scene im französischen Parlament erinnert, wo Guizot die gegen ihn geschleuderten Vorwürfe mit den Worten beseitigte: „Toutes vos reproches, Messieurs, ne s'élèvent jusqu'au niveau de mon dédain!“

Doch, ich eile zum Schlusse, nicht ohne Besorgniß, schon zu lang geworden zu sein in diesem Briefe.

Der Schluß der Verhandlungen, die Rede des Herrn Nießer von Hamburg, bildet den Glanzpunkt des Ganzen. Diese Rede — unbedingt die bedeutendste, welche bis jetzt in Frankfurt gehalten wurde — ließ alle früheren Reden als gänzlich überflüssig erscheinen. Der Gegenstand war vollkommen darin erschöpft. Alles was sich zu Gunsten des Erbkaiserthums anführen ließ, wurde klar und

schön gesagt — alle Einwürfe der Gegner wurden schlagend widerlegt. Wer durch diese Rede nicht überzeugt wurde, der war nicht zu überzeugen. Ueber zwei Stunden währte der meisterhafte Vortrag und der Redner sprach mit einer Wärme, mit einer Schärfe und Klarheit des Ausdrucks und mit einer Würde, wie mir in so schönem Einklange Ähnliches nie vorgekommen. Auch war der Eindruck ein gewaltiger, ein unbeschreiblicher. Alten Kriegeren standen die Thränen in den Augen; man drückte sich einander die Hände, man sah sich einander verständnisfönnig an, und wahrlich, ich beneide gewisse Herren von der Linken, die bei dieser Rede lachen konnten, um ihr Gefühl nicht . . .

Wären die Parteien nicht schon früher gebildet und die Stimmen nicht schon lange vor Beginn der Verhandlungen verpfändet gewesen, so würde die Partei der Kaiserlichen in Folge der Nießer'schen Rede eine große Stimmenmehrzahl gewonnen haben. So aber blieb der Stand der Dinge wie er war, und — das traurige Resultat der Abstimmung ist Ihnen bekannt! . . .

Daß die Oppositionspartei (wenn man überhaupt das Wort Partei anwenden kann für eine momentane, aus den heterogensten Elementen gebildete Coalition, wo Fürstendiener und Radicale, Aristokraten und Demokraten, Pfaffen und Philosophen einander die Hände reichten), daß diese Partei auch staatsmännische Capacitäten von entschieden deutscher Gesinnung, wie Heinrich Simon u. A. zu ihren Mitgliedern zählte, hat seinen Grund lediglich in einer unrichtigen Auffassung der Zustände in den deutsch-österreichischen Ländern. Uebrigens wissen wir aus guter Quelle, daß die später angebahnte Verständigung der Weidenbuschpartei mit der Westendhalle größtentheils den unermüdlischen Bestrebungen Heinrich Simons zu danken ist.

Bekanntlich ließ sich die Weidenbuschpartei, nach der Verwerfung des Nießer'schen Ausschußantrages, zu wichtigen Concessionen herbei (suspenstives Veto, freies Wahlgesetz), und auf diese Concessionen hin war Heinrich Simon der Erste, der für das preussische Erbkaisertum Partei nahm.

Bekannt ist ferner, wie nach erfolgter Abstimmung der einzelnen Paragraphen die Verfassung angenommen und auf Grundlage dieser Verfassung der König von Preußen mit einer Majorität von 42 Stimmen zum Kaiser von Deutschland erwählt wurde. Die Nationalversammlung entsendete eine Deputation von 32 Mitgliedern, den Präsidenten Simson an der Spitze, nach Berlin, um Sr. Majestät den Beschluß der deutschen Nationalvertreter kund zu thun.

Ich verschone Sie mit geistreichen Vermuthungen, mit Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die nächsten Folgen des verhängnißvollen Beschlusses, und ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß der König von Preußen dem Verlangen seines Volkes entsprechen und den Forderungen der Zeit gerecht sein möge! —